Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bromberg, den 3. August 1923.

Firnelicht.

Wie pocht das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Conrad Ferdinand Meyer.

Gustav Adolfs Page.

Novelle von Conrad Ferdinand Meyer.

(2. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

III.

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte und der Page fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der eben nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nöte, welche der hilfreichen Frau nahegíng. Der Herzog von Lauenburg, ein unsittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Basen der Königin aus politischen Gründen geheiratet hatte, gab öffentliches Ärgernis, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slawonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländischen Eskorte weggefangen. Nun ersuchte die Königin ihren Gemahl, diesem prahlerischen Ehebruch ein rasches Ende zu machen; denn der Lauenburger, den Blicken nur des Königs ausweichend, prunkte vor seinen Standesgenossen mit der hübschen Beute und gönnte sich, als einem Reichsfürsten, die Sünde und den Skandal dazu. Gustav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slawonierin — man nannte sie die Korinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Rekognoszierungsritte zurück zu sein glaubte. Streng und menschlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleineren Teil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallensteinische Lager zuzusenden. Er verritt, den Pagen Leubelfing zurücklassend mit der Weisung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verstrich und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Korinna, von ein paar grimmigen schwedischen Pikenieren begleitet, welche sie dem Pagen, der im Vorzimmer über seinem Briefe saß, Degen und Pistolen neben sich auf den Tisch gelegt, überlieferten. Vor dem Tore des Schlößchens stand ja eine Wache.

Neugierig schickte der Page einen Blick über seine Buchstaben hinweg nach der Gefangenen, die er sich setzen hieß, und erstaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug sie über vollen Schultern auf einem feinen Halse ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, stillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mundwinkel, so war es das süße Haupt einer Muse, wie unmusenhaft die Korinna sein mochte. Pechschwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das fesselnde Gesicht. Die in Unordnung geratene buntfarbige Kleidung, von keinem südlich leuchtenden Himmel gedämpft, erschien unter einem nordischen grell und aufdringlich. Der Busen klopfte sichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. „Wo ist der König, Junker?" fragte sie mit einer hohen, vor Erregung schreienden Stimme. „Ist verritten. Wird gleich zurück sein!" antwortete Leubelfing in seiner tiefsten Note.

„Der König bilde sich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog lasse," fuhr das leidenschaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. „Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo sollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grausam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog ist ein Reichsfürst." Offenbar plapperte die Angstvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für sich ein frevelhafter Mensch, seinen Fürstenmantel, halb im Hohn, halb im Ernst, allen seinen Missetaten umhing.

„Nutzt ihm nichts, Jungfer," versetzte der Page Gustav Adolfs. „Reichsfürst hin, Reichsfürst her, der König ist sein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu parieren."

„Der Herzog", zankte die Slawonierin, „ist vom alleredelsten Blut, der König aber stammt von einem gemeinen schwedischen Bauer." Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauerkleide Gustav Wasas entstandene Märchen vorgestellt haben. Leubelfing erhob sich beleidigt und schritt bolzgerade auf die Korinna zu, machte dicht vor ihr halt und fragte gestreng: „Was sagst?" Auch das Mädchen hatte sich ängstlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: „Teurer Herr! Schöner Herr! Helft mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und lasse nicht von ihm! Niemals!" So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unsäglicher Verblüffung einen Schritt zurück und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. „Schwesterchen," lispelte die Korinna mit einem schlauen Blick, „wenn du deinen Einfluß" — in demselben Moment hatte Leubelfing sie mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Knie niedergedrückt und den Lauf seines rasch ergriffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. „Drück' los," rief die Korinna halb wahnsinnig, „und der Lust und des Elends sei ein Ende!" wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach totenbleich, aber ruhig: „Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit.“ Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. „Der König weiß nichts davon,“ wiederholte der Page, „und du schwörst mir bei diesem Kreuz“ — er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Busen gezerrt — „von wem hast du das? von deiner Mutter, sagst du? — Du schwörst mir bei diesem Kreuz, daß auch du nichts davon weißt! Mach' schnell, oder ich schieße!“

Aber der Page senkte seine Waffe, denn er vernahm Roßgestampf, das Gerassel des militärischen Saluts und die treppenansteigenden schweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die sich von den Knien erhebende Korinna, einen flehenden Blick, in welchem zu lesen war, was er nie ausgesprochen hätte: „Sei barmherzig! Ich bin in deiner Gewalt! Verrate mich nicht! Ich liebe den König!“

Dieser trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, streng wie ein Richter in Israel, in heiliger Entrüstung, in loderndem Zorn, wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Szene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das schwedische Lager flüchtenden Haufens deutscher Bauern durch deutschen Adel unter Führung eines deutschen Fürsten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezecht, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteurer zweifelhaftester Art, der Bank hielt, hatte sie alle ausgebeutelt. Den mutmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel — er war vom Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übernächtig zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwer beladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der im Vorbeireiten sein Zelt öffnend das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer Tat an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult — Kisten und Kasten wurden erbrochen, Rosse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehre Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünschungen erhoben, nicht anders, als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl, für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adlige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn seinen roten Mantel umwerfen und — in einiger Entfernung — folgen.

In dieser Stimmung befand sich König Gustav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht seine klaren Augen beleidigte.

„Wer sind deine Eltern?“ begann er, es verschmähend, sich nach ihrem eigenen Namen oder Schicksal zu erkundigen.

„Ein Hauptmann von den Kroaten; die Mutter starb früh weg,“ erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln seinen hellen Augen ausweichend.

„Ich werde dich deinem Vater zurücksenden,“ sagte er.

„Nein,“ antwortete sie, „er würde mich erstechen.“

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er suchte für das Mädchen einen geringen Straffall. „Du hast dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieses ist verboten,“ beschuldigte er sie.

„Niemals,“ widersprach die Korinna aufrichtig entrüstet, „nie beging ich diese Zuchtlosigkeit.“

„Aber,“ fuhr der König fort, „du brichst die Ehe und machst eine edle junge Fürstin unglücklich.“

Eine rasende Eifersucht loderte in den Augen der Slawonierin. „Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? was kümmert mich die andere?“ trotzte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sie, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

„Ich werde für dich sorgen,“ sagte er dann. „Jetzt befehle ich dir: Du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsünde. Wirst du gehorchen?“ Sie hielt erst mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem festen starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Türe stand.

„Was soll der mit mir?“ frug das Mädchen schaudernd. „Ist's der Henker? Wird er mich richten?“

„Er wird dir die Haare scheren, dann bringt dich der nächste Transport nach Schweden, wo du in einem Besserungshause bleibst, bis du ein evangelisches Weib geworden bist.“

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von welchem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekannte Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine Ketzerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Teiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Übung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerrissenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen haften und Rachelust flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruchs geziehen, gleicherweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig beiseite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Korinna; sie fürchtete sich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurteilte, ohne davor zu erschrecken, wurde aus dieser veredelten menschlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger ansehen. „Am Ende“, dachte sie, „ist der Schneekönig ein gefrorener Mensch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umschleichende Liebe nicht spürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann — sie liebt ihn.“

Jetzt trat der Profoß einen Schritt vorwärts und streckte die Hand nach der Slawonierin aus. Diese gab sich verloren. Blitzschnell richtete sie sich an dem Pagen auf und wisperte ihm ins Ohr: „Laß mir zehn Messen lesen, Schwesterchen! von den teuren! Du bist mir eine dicke Kerze schuldig! Nun, Eine hat das Glück, die Andere“ — sie fuhr in die Tasche, zog einen Dolch heraus, schleuderte die Scheide ab und zerschnitt sich in einem kunstfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte sie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige sprettete seinen roten Mantel, legte sie der Länge nach darauf, hüllte sie ein und trug sie wie ein schlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitentüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen und mit dem Schlage Neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügeltür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kennten: schlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt sich in bescheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu suchen hatte. Dieser Kriegsmann war unter die Fahnen Gustav Adolfs getreten, als des gottesfürchtigsten Helden seiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche sehen müsse: Undank, Maske, Fallstrick, Intrige, Kabale, verdecktes Spiel, verteilte Rollen, verwischte Spuren, Bestechung, Länderverkauf, Verrat, lauter in seinen helvetischen Bergen vollständig unbekannte und unmögliche Dinge. Er hatte sich hier eingefunden, vielleicht um seinem intimsten Freunde, dem französischen Gesandten, welcher sich von seiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzosen brennen, wie sie einmal sind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung seiner Seele einem Sieg der Tugend über das Laster beizuwohnen. Er kniff seelenruhig die Augen und wirbelte die Daumen der gefalteten Hände. Diesem Tugendbilde gegenüber, rechts vom Könige, stand die freche Sünde: der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauste der Sturm. Seltsam — der König, gereizt durch den Widerspruch dieser stolzen Gesichter, dieser

übermütigen Haltungen, dieser prunkenden Rüstungen mit dem Unadel der darunter schlagenden Herzen, bediente sich, um den Hochmut zu erniedrigen und das Verbrechen zu brandmarken, absichtlich einer groben, ja bäurischen Rede, wie sie ihm sonst nicht eigen war.

„Räuber und Diebe seid ihr vom ersten zum letzten! Schande über euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht so viel von euch genommen, um mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab' ich für mich behalten!"

Mit so derben und harten Worten beschimpfte der König diesen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: „Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Über euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen!" ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: „Rebelliert ihr gegen mich," forderte er sie heraus, „so will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!"

Er schloß dann mit einer christlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete sich mit der Hand eine Träne. Die Herren gaben sich die Miene, es fechte sie nicht sonderlich an, aber ihre Haltung war sichtlich eine bescheidenere geworden. Einige schienen ergriffen, ja gerührt. Das deutsche Gemüt erträgt eine grobe, redliche Schelte besser, als eine lahme Predigt oder einen feinen schneidenden Hohn.

Insoweit wäre es nun gut und in der Ordnung gewesen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen seine Standesgenossen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloses Wort fallen:

„Wie mag Majestät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unsere Untertanen erleichtert!"

Gustav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Türe lehnte.

„Lege diesem Herrn deine Hand auf die Schulter!" befahl er ihm. Der Profoß trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürst hatte den Degen aus der Scheide gerissen und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis. Gustav entwaffnete den Lauenburger, stemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ sie in Stücke springen. Dann ergriff er die breite behaarte Hand des Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: „Du bist ein Reichsfürst, Bube, dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über dir!"

Dann wandte er sich und ging. Der Profoß folgte ihm mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die enge stehenden Herrschaften in eine Fensternische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Korinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Komödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehn und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengeschrocken über die unheimliche Ähnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen hatte. Derselbe Klang, dasselbe Mark und Metall. Und dieser Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Gustav sich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünstelte Lache aufschlug und in die gellenden Worte ausbrach: „Er hat wie ein Stallknecht geschimpft, der schwedische Bauer! Donnerwetter, haben wir den heute geärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutsche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich lasse ein Fäßchen Würzburger anzapfen!" und er legte seinen rechten Arm in den linken der Fürstlichkeit, die ihm zunächst stand. Dieser Herr aber zog seinen linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: „Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt."

Sich an einen andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und dringlicheren Worten: „Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du bist mir noch Revanche schuldig!" Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne weiteres den Rücken. So oft er seine Versuche wiederholte, so oft wurde er, und immer kürzer und derber abgewiesen. Vor seinen Schritten und Gebärden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wütend ballte der Gebrandmarkte die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflicher, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war. (Forts. folgt.)

Reisebriefe.

Von Wilhelm Herbert.

Heimat, den 2. Juli 1923.

Lieber Otto!

Ich habe Deinen Eilbrief erhalten und bin sofort mit einem Schlosser in Deine Wohnung gegangen.

Was Du da angestellt zu haben glaubst, ist allerdings, wenn ich mich recht erinnere, schon sehr ähnlich einmal bei Jules Verne geschildert worden.

Dir selbst ist es aber nicht einmal annähernd gelungen. Deine Angst und Dein Gedächtnis haben Dich getäuscht. Ich habe im Wohnzimmer, im Schlafzimmer und in allen Nebenräumen nachgesehen. Nirgend brannte eine Glühbirne. Wenn Du tatsächlich selbst nicht achtsam genug gewesen wärst, die gesamte elektrische Leitung vor Deiner Abreise auszuschalten, so hat offenbar Dein gewissenhaftes Unterbewußtsein Dich bevormundet und die Sache für Dich besorgt.

Reise also ruhig weiter! Dir wächst keine unendliche Lichterrechnung an. Kein Kurzschluß und sonst nichts bedroht Dich. Dagegen hat der Schlosser für die Öffnung sämtlicher Türen und ein paar dabei notwendig gewordene Ausbesserungen 30 000 Mark verlangt, die ich Dir auf Dein Konto setze.

Lebe wohl! Schlafe ruhig! Zahle fröhlich!

Dein Ernst.

*

Innsbruck, den 4. Juli 1923.

Lieber Ernst!

Ich habe Deinen Brief erhalten und von den 30 000 M. mit denen Du mich belastet hast, Kenntnis genommen.

Beruhigt hat mich Dein Schreiben nicht.

Du sprichst von Wohn- und Schlafzimmer und allen Nebenräumen. Hast Du denn auch daran gedacht, daß neben meinem Bett eine kleine unsichtbare Tapetentür ist, die in meinen Junggesellenkeller führt, in dem ein paar Kognak- und Weinflaschen noch an schönere, bessere Zeiten erinnern.

Ich sehe mich selbst bildmäßig genau, wie ich fünf Minuten vor meiner Abreise da hinein gekommen bin, aufgeknipst und noch einen Schluck Kognak genommen habe. Es hat dann geläutet. Meine Nachbarin war es, die mich noch fragte, ob sie meinen Ami, den ich ihr in Pflege gab, Punkt 7 oder Punkt 7¼ Uhr jeden Morgen auf die Straße führen solle.

Ich sagte ihr natürlich, Punkt 7 Uhr 20 Minuten, wie er das seit Jahren gewöhnt ist.

Darüber habe ich das Abknipsen in dem Tapetenraum vergessen — ich weiß es ganz sicher — es regt mich auf, wenn Du da von gewissenhaftem Unterbewußtsein und ähnlichen Tollheiten sprichst.

Also sei so gut, opfere in Gottes Namen noch einmal 30 000 Mark, mit deren Hälfte ich eigentlich Dich belasten sollte, und sieh in dem Tapetenraum nach! Gib mir bald Antwort! Meine Reiserichtung kennst du ja.

Besten Gruß! Sei rasch und genau! Dein Otto.

*

Heimat, den 7. Juli 1923.

Lieber Otto!

Deine Vorwürfe haben mich einigermaßen geärgert. Es ist Deine Schuld, wenn ich nicht an Deinen Nebenraum gedacht habe. Denn Du hast ihn mir schon lange Zeit nicht mehr durch ein Glas Wein oder ein Schlückchen Kognak im Gedächtnis aufgefrischt.

Ich war heute wieder dort. Ich habe die ganze Wohnung noch einmal durchgesehen. Dabei habe ich allerdings bemerkt, daß ich neulich beim Fortgehen selbst vergaß, im Badezimmer die von mir für den Schlosser angeknipste Leitung wieder abzuknipsen. Du magst mich für diese Fahrlässigkeit mit dem Strompreis für 9 Tage beschweren.

In dem Tapetenraum brannte nichts. Ich habe dreimal angeknipst, um mich zu überzeugen, daß nichts gebrannt hat.

Der Schlosser kostete 40 000 Mark. Wie Du es damit halten willst, überlasse ich Dir. Gruß! Ernst.

*

Bozen, den 9. Juli 1923.

Ernst!

Also, siehst Du!

Ich verstehe Dich nicht. Dieser gereizte Ton ist mir um so unbegreiflicher, da er neben dem Geständnis einer großen Unachtsamkeit hergeht.

Wenn ich Dich jetzt nicht ersucht hätte, in dem Tapetenraum nachzusehen, wäre das Licht im Badezimmer durch Dein Verschulden — ausschließlich durch Dein Verschulden — bis zu meiner Rückkehr brennen geblieben.

Wer haftet mir dafür, daß Du jetzt nicht wieder eins hast brennen lassen? Du sagst, Du hast im Tapetenraum dreimal auf- und dreimal abgeknipst — kannst Du schwören, daß Du das dritte Mal abgeknipst hast?

Sicher kannst Du nicht schwören. Ich werde nicht eher ruhig, bis Du nicht noch einmal nachgesehen hast. Aber nein, wenn Du nachsiehst, werde ich überhaupt nicht mehr ruhig. Sei so gut und schicke umgehend unseren gemeinsamen Freund Max hin, der verläßliger ist als Du und bessere Nerven hat!

Drahtantworte das Ergebnis! Otto.

*

Heimat, den 11. Juli 1923.

Otto!

Ich schreibe. Draht zu teuer.

Max hat nachgesehen. Nichts, 50 000 Mark Schlosser . . .

Eben kommt Max noch einmal zu mir und äußert Zweifel, ob er nicht doch das Licht, das er vorsichtigerweise in der Garderobe aufknipste, hat brennen lassen.

Wir wollen jetzt Philipp hinschicken, der noch keine Deiner elektrischen Funkenwahnbazillen geschluckt hat. Findet er nichts, so erhältst Du keine Antwort. Findet er etwas, so erhältst Du auch keine. Ich mag nicht mehr. Wegen Deiner vermaledeiten Glühbirnen bringe ich nicht noch schließlich die ganze Stadt — mich als Führer voran — ins Narrenhaus.

Schluß ein für allemal. Ernst.

Der Mythos vom Herrn Raubmörder Heß.

Das letzte Heft des „Zwiebelfisch" — dessen nächster Jahrgang (im Verlage Hans v. Weber, München 17) wieder von H. v. Weber und Kurt Martens herausgegeben wird — bringt u. a. hessische Anekdoten des Raubmörders Heß, die wohl zum Teil bekannt sein mögen, da sie auf uralten Schemata des völkischen Witzes beruhen, hier aber eine besonders humorvolle Formulierung fanden:

Als Heß noch ein anständiger Mensch war, hatte er eine Stelle als Schaffner bei der Ludwigsbahn, Richtung Darmstadt—Odenwald. Eines Tages steigt in Reinheim ein Bauer ein. Der Heß ruft: „Hinne — vorne fertig — fort!" und wirft die Türen zu. Dabei klemmt er die Finger des Bauern ein. Der schreit ganz mörderisch. Heß öffnet wieder und sagt: „Worum kreische Se denn so? Mer mahnt jo wunner, wos los is!" — Der Bauer brüllt: „Meine Se valeicht, des tät gud?" — „Wann des aach noch gud tät", entgegnete der Heß, „do hett ihr Odewälder Bauern des gonz Jahr eier Händ in de Coupétürn!"

Wegen eines Raubmordes angeklagt, bekennt der Heß überhaupt nichts und so wurde er ohne sein Schuldbekenntnis zum Tod verurteilt.

Nun kam der Tag der Urteilsvollstreckung. Der Gefängniswärter trat bei ihm ein. Der Heß fragt ihn: „Wos hawwe mer dann heit vor en Dag?" — „Ei, Mondag, Herr Heß!" — „No, die Woch fängt ja gut an!"

Darauf der Wärter: „Weils doch Ihne Ihr letzter Dag is, den wo Sie hier uff Erden verläwn duhn, so derfe Se sich noch emol wos recht Gutes zun Mittagess ewünsche!" Der Heß fragt: „Wie weit sinn mer denn im Johr?" Der Wärter: „Mer hawwe November, Herr Heß!" „Na, dann grine Spargel, die wärn mer jetzt am liewste!"

Der Henker erscheint, lädt Heß auf den Karren, sie fahren los. Es gießt vom Himmel wie mit Waschkübeln. Der Henker meint: „Sie hawwe es eigentlich gut, Herr Heß!" — „Ich, wieso? Ich soll doch jetzt gekeppt wern!" — „Ewe drum", sagt der Henker, „Sie bleiwe drauß, aber ich muß in dem Dreck noch emol retour!"

Großer Auflauf an der Richtstätte. Heß steht im Karren auf und ruft schon von weitem zu: „Drängelts net so, ihr Leitchen, ehr ich net komm, gehts noch net an!"

Noch blieb ihm die Möglichkeit sich zu retten, wenn er eine Zuchthäuslerin heiraten würde. Heß läßt sie der Reihe nach defilieren. Dann wendet er sich zum Henker um und ruft: „Nix! — Enuff!" (Hinauf!)

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Die Wandfarbe im Krankenzimmer.** Neuerdings wird auch auf die Wandfarbe im Krankenzimmer Wert gelegt. Denn man hat die Erfahrung gemacht, daß viele Kranke, manchmal ohne es zu wissen, für Farbeneinwirkung empfindlich sind. Namentlich in einem Wiener Spital hat man derartige Beobachtungen angestellt und fand z. B., daß Patienten, trotz schwerer Krankheit, in einem mit Rosafarbe gestrichenen Südwestzimmer weit besserer Stimmung waren, als in einem graugestrichenen Zimmer, das unter den sonstigen äußeren gleichen Bedingungen eine deprimierende Stimmung hervorrief. Ebenso wirkte ein Zimmer in sattem Gelb mit orangegelb und hellblau gestreifter Decke günstig auf die Kranken. Nervenkranke empfanden besonders wohltuend die violette Farbe. Jedenfalls verdienen diese Beobachtungen, weiter verfolgt zu werden, wenn es wohl auch zu weitgehend ist, schon von einer neuen Wissenschaft der Farbenheilbehandlungen zu sprechen, wie es von einer gewissen Seite bereits geschieht.

*

* **Der Trunk in vier Graden.** Eine kuriose Mahnung zum weisen Maßhalten im Weingenuß sprach sich in der Champagne und Burgund in einem durch die Überlieferung geheiligten Brauch aus, dem erst die französische Revolution ein Ende bereitete. So oft eine hervorragende Persönlichkeit, ein Marschall von Frankreich, ein Fürst oder ein hoher geistlicher Würdenträger eine Stadt der Champagne oder Burgunds besuchte, gingen ihm die Stadtbehörden in feierlichem Zug entgegen und überreichten ihm zum Willkommen vier silberne Pokale, die vier verschiedene Weine des Landes enthielten. Auf dem ersten Pokal las man: „Affenwein", auf dem zweiten „Löwenwein", auf dem dritten „Schafwein" und auf dem vierten „Schweinwein". Diese vier Inschriften sollten dem Gast die vier Grade der Trunkenheit in Erinnerung bringen: Der erste Grad ist der des „Affen", der heiter stimmt, der zweite der, der den Trinker erregt, der dritte, der ihn verdummt und der vierte, der ihn zum Vieh degradiert.

*

* **Volkszählung bei den Ameisen.** Niemandem ist es bisher gelungen, die Zahl der Termiten oder weißen Ameisen zu zählen, die sich in einem der riesigen Hügel befinden, wie sie diese Insekten in den tropischen Ländern erbauen. Diese Hügel sind ganze Städte mit Millionen von Einwohnern, und eine einzige dieser Termiten-Großstädte dürfte vielleicht so viel Bewohner umschließen, als es überhaupt Menschen auf der Erde gibt. Über die Siedlungen unserer heimischen Ameisen sind wir besser unterrichtet. Der große Insektenforscher Sir John Lubbock schätzte die Zahl der Ameisen, die in einem Nest von durchschnittlicher Größe leben, auf etwa eine halbe Million. Diese Schätzung erschien aber zu groß. Ein anderer Forscher, Young, hat mit Hilfe von Giftgasen die Ameisen in fünf Hügeln getötet und die Toten gezählt. Die Ergebnisse beliefen sich auf 93 694 Tiere, auf 64 470, 53 018, 19 333 und 17 828. Nimmt man an, daß etwa 10 000 Ameisen entkamen und dem tödlichen Gift entgingen, so ist doch anzunehmen, daß selbst große Ameisenhügel keine größere Bevölkerung haben als etwa 100 000 Tiere. Ameisenstädte sind viel größer als die aller anderen Insekten, die in Kolonien leben. Ein Bienenstock, der reich bewohnt ist, enthält nur etwa 15 000 Tiere, und doch legt eine Königin in den vier Jahren ihres Lebens etwa 4½ Millionen Eier. Ein großes Wespennest beherbergt etwa 4000 Einzeltiere. Hornissen leben zwischen 100 und 200 in einem Nest, und die Hummeln finden sich nur zu 30 bis 100 zusammen.

*

* **Duftlose Blumen.** Mit den berauschenden Wohlgerüchen der Kinder Floras, die uns die Poeten seit alters in allen Tonarten gepriesen haben, ist es durchaus nicht so weit her, wie uns die dichterische Phantasie glauben machen will. Denn nach den neueren Feststellungen der Wissenschaft ist die Zahl der Blumen, denen ein mehr oder weniger intensiver Wohlgeruch zu eigen ist, in Wahrheit herzlich gering. Befinden sich doch unter 4110 bekannten und gezüchteten Arten nur 400 Blumen, deren Geruch von uns wahrnehmbar ist, und darunter sind noch an die 50, die übel riechen. Man kann daher sagen, daß auf je 10 Blumen im Durchschnitte kaum eine duftende kommt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.